

8. Resümee

Das Anliegen dieser Untersuchung ist die Rekonstruktion der Rede von Identität in den historischen Bedingungen ihrer Hervorbringung. Die Explosion des Gebrauchs des Identitätsbegriffs, die mehrere Autoren spätestens seit den 1990er Jahren beobachtet haben, wird so als Effekt eines Diskurses gewertet, den es in seiner Entstehung zu untersucht gilt. Die Auffassung, die „Frage der Identität“ sei ganz allgemein typisch für die Moderne oder darüber hinaus für die *conditio humana*, wird hier angezweifelt. Stattdessen ist das Vorhaben dieser Arbeit, ihr Aufkommen als historisch spezifische Erscheinung zu analysieren. Ein Ergebnis dieser Untersuchung ist, dass sie als „Frage der Identität“ seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst in den USA formuliert wird. Die Rede von Identität stellt dabei eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung dar.

Die diskursanalytische Untersuchung der Rede von Identität basiert auf Foucaults Archäologie, indem Unterschiede in der Formierung dieses Diskurses im Sinne von „Schwellen des Wissens“ untersucht wurden. Es ging mir dabei u. a. darum, die Möglichkeiten der Diskursanalyse für die wissenschaftshistorische Untersuchung umzusetzen. Sozialtheoretische Texte von George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman wurden in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen in den USA, den Dekolonisationen und der Formierung sozialer Bewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg analysiert. Diese Untersuchung ist als Wissenschaftskritik entworfen, die sich in zweierlei Hinsicht auf postkoloniale, queer und feministische Theoriebildung stützt. *Erstens* habe ich die Kritik aufgegriffen, die sich auf den Entwurf des „Menschen“ und der „Moderne“ bezieht und deren Anspruch auf Allgemeingültigkeit hinterfragt, indem aufgezeigt wird, wie diese Begriffe durch Geschlechter- und Rassenkonstruktionen struk-

turiert werden. Gegensätze, die in feministischen, postkolonialen und queer Ansätzen problematisiert werden, sind in dieser Untersuchung auf die sozialtheoretischen Thematisierungen von Identität und des Selbst angewendet worden: Sie wurden daraufhin befragt, inwiefern Gegensätze von zivilisiert/primitiv, modern/barbarisch, fortschrittlich/rückständig, männlich/weiblich, hetero/ homo, Weiß/nicht-Weiß sie organisieren. Diese Kritik, die bereits seit der Entstehung sozialer Bewegungen vorgebracht wurde, hat vor allem durch die Entstehung von Frauen- und Geschlechterforschung, von Migrations- und Rassismusforschung Eingang in soziale Theoriebildung gefunden und begründete die Prägung neuer analytischer Kategorien zur Untersuchung sozialer Verhältnisse hinsichtlich von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen sowie Ethnisiерungsprozessen.

Mit postkolonialen und queer Ansätzen wurde darüber hinaus im Anschluss an poststrukturalistische Philosophie Bedeutungsproduktion und Subjektbildung im Sinne von Subjektivierung und Identifikation gedeutet und sowohl dominante Diskurse als auch soziale Bewegungsdiskurse daraufhin kritisch hinterfragt. *Zweitens* habe ich diese Problematisierungen im Sinne einer Kritik an Normalisierung in dieser Untersuchung auf die sozialwissenschaftlichen Thematisierungen von Identität und des Selbst bezogen.

Queer und postkoloniale Kritik wird inzwischen oft auf ein konstruktivistisches Argument verkürzt, das in einen Gegensatz zu „essentialistischen“ Identitätskonzeptionen gebracht wird. Ich habe in dieser Arbeit eine weitere Dimension der Identitätskritik in den Mittelpunkt gestellt, der zufolge Identitätspolitik auch als Unterwerfung unter ein Regime, das die Selbstdisziplinierung sozialer AkteurInnen erfordert, hinterfragt wird. Im Anschluss an Foucaults Analyse moderner Machtmechanismen ist Identitätspolitik im Sinne von Technologien des Selbst in die Kritik geraten. Als solche machen sie die Erforschung der Wahrheit des Selbst zum Erfordernis einer instrumentellen Vernunft, die wiederum in Religion, Gesetz, Medizin und, neuerdings, den Bedingungen neoliberaler Ökonomie begründet wird. Dass die Rede von Identität als Konstruktivismus *und* als Essentialismus funktioniert, macht deutlich, dass sie in den Dienst verschiedener Rationalismen genommen werden kann: von separatistischem Nationalismus ebenso wie von neoliberaler Ökonomie, von traditionalistischem Sexismus wie vom medizinischen und lebenswissenschaftlichen Zugriff auf die Formbarkeit des Geschlechts.

Wie eingangs dargestellt wurde, erfolgt die Verbreitung des Gebrauchs des Konzepts Identität in den Sozialwissenschaften mit der Begründung, es werde ein konstruktivistischer Identitätsbegriff verwen-

det. Es war eine Zielsetzung dieser Arbeit, queer und postkoloniale Identitätskritik sozialer Theoriebildung zugänglich zu machen, die nicht in der Reproduktion eines Gegensatzes von Konstruktivismus/Essentialismus stecken bleibt. Identitätskritik, die die Rede von Identität als Effekt von Normalisierung hinterfragt statt sie als Ausdruck eines inneren Kerns zu begreifen – unabhängig davon, ob dieser in der Biologie, in der sozialen Gruppe oder im Gegenteil in der Autonomie der oder des Einzelnen ausgemacht wird – erfordert eine Veränderung der Fragestellung. Die Konsequenz daraus ist nicht die Verbesserung des Identitätskonzepts, die Rationalisierung der analytischen Instrumente zur Untersuchung sozialer Phänomene. Als problematisch stellt sich vor dem Hintergrund von queer und postkolonialer Identitätskritik vielmehr das Gebot der Selbstbefragung und des Selbstentwurfs heraus, das sozialen AkteurInnen unter einem Regime der Normalisierung auferlegt wird, um sie an einer instrumentellen Vernunft auszurichten. Für soziale Theoriebildung folgt aus dieser Analyse die Hypothese, dass auch die sozialwissenschaftliche Rede von Identität zur Reproduktion dieser Norm der Selbstbefragung und des Selbstentwurfs beiträgt, indem sie sie als wissenschaftlich begründet hervorbringt.

8.1 Schwellen des sozialwissenschaftlichen Identitätsdiskurses

Diese Veränderung der Fragestellung entzieht „die Frage der Identität“ dem Bereich des Selbstverständlichen und hat zur Konsequenz, dass die Hervorbringung eines Diskurses Objekt der Untersuchung ist. Ich habe ihn in dieser Studie als sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ analysiert. Problematisiert wurde in unterschiedlicher Weise die Abhängigkeit sozialer AkteurInnen und Akteure von anderen sozialen Akteuren und von gesellschaftlicher Ordnung und Wertesystemen. Dabei interessiert mich, welche historischen Bedingungen die „Frage der Identität“ akzeptabel oder sogar zwingend machen. Unter welchen Voraussetzungen und auf welche Art und Weise wird sie als eine „Notwendigkeit“ hervorgebracht? Die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen sowie die nachfolgenden wissenschafts-historischen Veränderungen stellten sich dabei als zentral heraus. Topos der analysierten Problematisierungsweisen ist das „autonome Subjekt“ und der Modus seiner Herstellung war Inhalt dieser Untersuchung.

Schwelle der Wissenschaftlichkeit

Eine These dieser Untersuchung ist, dass mit dem Entwurf von Identitätsmodellen im Zusammenhang mit der Herausbildung wissenschaftlicher Felder und der Definition von Personenkategorien die *Schwelle der Wissenschaftlichkeit* des hier rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ erreicht wird. Ein Ergebnis der vorangehenden Analyse ist, dass die Hervorbringung der „Frage der Identität“ im Sinne einer „Notwendigkeit“ in den 1950er Jahren erfolgt. Zu diesem Zeitpunkt entsteht Erik H. Eriksons Identitätstheorie im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Feld der „national-character studies“. Die Identitätsmodelle, die auch heute unserem Verständnis von Identität zugrunde liegen, die Modelle personaler und kollektiver Identität sowie das Modell der Identitätsentwicklung, werden von Erikson in Zusammenhang mit dem Begriff des „Nationalcharakters“ entwickelt. In den 1950er Jahren fanden sexualwissenschaftliche Untersuchungen an Hermaphroditen am John Hopkins Hospital in Baltimore statt und der Begriff „gender role“ wurde geprägt. Auch die „Jugend“ als Kategorie wurde in diesem Zeitraum in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen in einem Spezialdiskurs und darüber hinaus im Interdiskurs hervorgebracht. Schließlich wurde ein Bezug zu James Baldwins Texten hergestellt, der den Begriff Identität zu diesem Zeitpunkt im Sinne von nationaler Identität aufgegriffen hatte, um die rassistisch segregierte Gesellschaft in den Vereinigten Staaten in Frage zu stellen und die Bedeutung von Rassenkonstruktionen in der US-amerikanischen Geschichte zu problematisieren.

Der Begriff der Identität wird demnach *erstens* im Zusammenhang mit der Prägung von Personenkategorien als wissenschaftlichen Begriffen mit der Entstehung wissenschaftlicher Felder konzipiert. Als eine Bedingung für die Problematisierung von Identität wurde Interdisziplinarität ausgemacht, zu einem Zeitpunkt, als die disziplinären Grenzen nach der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen wieder durchlässiger wurden. *Zweitens* wird der Identitätsbegriff zunächst im Zuge der Formierung der Bürgerrechtsbewegung und später mit der Entstehung anderer sozialer Bewegungen in den Vereinigten Staaten hervorgebracht. Eine weitere Bedingung wurde somit in der Bedeutungsentfaltung über die wissenschaftliche Problematisierung hinaus, nämlich in sozialen Bewegungen, analysiert. Diskursanalytisch gesprochen, erfolgt die Hervorbringung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit in Spezialdiskursen (den verschiedenen wissenschaftlichen Feldern) und in sozialen Bewegungsdiskursen, die zur Formierung des Interdiskurses beitragen.

Der Entwurf von Identitätsmodellen und von Personenkategorien betreffenden Modellen wie „gender role“ und „national character“ wurde durch die Debatte um die Differenz von „nature“ und „nurture“ organisiert. Entstanden im Zusammenhang mit diesen Konzepten, steht der Identitätsbegriff für einen Wechsel von „Vererbungslehren“ zu Theorien, in denen Unterschiede des Geschlechts und der Nation als erlernte thematisiert wurden. Dieser Wechsel stand seinerzeit für die Möglichkeit einer „wissenschaftlichen“ Untersuchung von Persönlichkeit, Charakter, Rolle und Identität, im Unterschied zu stereotypen Annahmen. Die vorangehende Analyse zeigt allerdings, dass mit dem Entwurf von Identitätsmodellen die Herstellung gesellschaftlich vorherrschender Normen als wissenschaftlich begründeten und begründbaren Normen stattfand. Im Modell der Identitätsentwicklung wurden allgemein anerkannte Normen zum normativen Entwicklungsziel von bestimmten kognitiven „Entwicklungsstufen“. Auf diese Weise wurden vorherrschende Normen zum Erfordernis der Natur selbst, indem sie als allgemeine Bedingung eines bestimmten Lebensalters bzw. des Wachstums hervorgebracht wurden. Ähnlich verhält es sich mit den Modellen, die sich auf Personenkategorien beziehen. Mit der Untersuchung von Geschlechtsrollen, Nationalcharakteren und der Jugend wurden gleichermaßen Normen über ihre Beschaffenheit (re-)produziert. Die Untersuchung darüber, was typisch für die Entwicklung der Frau war, ermöglichte auch die Problematisierung dessen, was sie zu sein hatte; ebenso wie die Untersuchungen darüber, was den amerikanischen Nationalcharakter ausmachte, was typisch für die Jugend war etc. Mit anderen Worten, mit der Konzeption von Identitätsmodellen und Personenkategorien wurden allgemein anerkannte Normen (re-)produziert. Die These ist, dass mit der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ die Verknüpfung gesellschaftlicher Normen mit Wissenschaftlichkeit erfolgt, während sie an „Natur“ rückgebunden werden. Als problematisch stellt sich somit die Anforderung an soziale AkteurInnen heraus, sich entsprechend dieser Personenkategorien eine „Natur“ zu entwerfen – unabhängig davon, ob diese im Verhalten oder in der Biologie ausgemacht wird. In der Rede von Identität erfolgt die Unterwerfung sozialer Akteurinnen und Akteure unter allgemein anerkannte Normen, indem sie es sich zur Natur machen, diese zu verkörpern. Die Rede von Identität stellt insofern eine *Problematisierungsweise sozialer Ordnung* dar, als sie zur Reproduktion vorherrschender gesellschaftlicher Normen beiträgt. Zudem wird eine neue Norm installiert, die die Identitätssuche normativ macht, indem sie als wissenschaftlich begründet hervorgebracht wird.

Der Entwurf von Identitätsmodellen erfolgt im Zusammenhang mit der Definition sozialer AkteurInnen im Sinne von Personenkategorien, ihrer Zusammenfassung zu einer „sozialen Gruppe“. Mit der Entstehung eines wissenschaftlichen Feldes zu ihrer Untersuchung wurden beispielsweise Menschen eines bestimmten Alters zur „Jugend“ zusammengefasst, d. h. als soziale Gruppe definiert. Ich habe argumentiert, dass die Definition von Personenkategorien und dementsprechend von sozialen Gruppen, auch durch die Aufteilung der Welt in Nationen und Unternationen oder Minderheiten im globalen Maßstab ermöglicht und bedingt wurde. Wie oben dargestellt, erreichte dieser Prozess, der von Noiriel als „Nationalisierung des Sozialen“ beschrieben wurde, seit dem Ersten Weltkrieg eine neue Qualität und äußerte sich zum Beispiel in der Institutionalisierung des Passes als Dokument, durch die die nationalstaatliche Registrierung der Einzelnen zwingend wurde. Am Ende des Zweiten Weltkriegs hatten sich, Noiriel zufolge, „Nation“ bzw. „nationale Herkunft“ als Unterscheidungsmerkmale durchgesetzt und erlangten mit der Schaffung internationaler Organisationen wie dem Völkerbund und der UNO weltweit Bedeutung.

Ich habe die These aufgestellt, dass die *diskurstragenden Kategorien*, die als semantische Komplexe einen Diskurs organisieren, auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ u. a. in der Entstehung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung sozialer AkteurInnen als sozialer Gruppe begründet wurden. Die diskurstragenden Kategorien „Geschlecht“, „Entwicklung“, „Normen“ und „Einheit“ wurden in die Form von Identitätsmodellen und Personenkategorien gebracht. „Entwicklung“ organisiert als semantischer Komplex folgendermaßen den hier rekonstruierten Diskurs auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit. Die „Jugend“ wurde in einem spezifischen wissenschaftlichen Feld von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, „national-character studies“ und in Eriksons Identitätstheorie diskursiv hervorgebracht. Im Modell der Identitätsentwicklung wird sie als Stufe der Adoleszenz zentral für die Identitätsentwicklung. Darüber hinaus wird sie in staatlich eingesetzten Ausschüssen zum Gegenstand der Untersuchung. Auch in populärwissenschaftlichen Texten, in Filmen und Belletristik wird die „Jugend“ sowohl als Bedrohung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung als auch als Repräsentantin der zukünftigen gesellschaftlichen Ordnung diskursiv hervorgebracht. Mit der Problematisierung der „Jugend“ erfolgt eine Verschiebung von der Figur des Vaters als Instanz, die symbolische Ordnung repräsentiert, hin zur nachfolgenden Generation: in den „national-character studies“ wird sie als „third generation“ gleichsam repräsentativ für den amerikanischen Nationalcharakter und in Eriksons Identitäts-

theorie wird sie als „Adoleszenz“ zur entscheidenden Entwicklungsstufe der Identitätsentwicklung.

Die diskurstragende Kategorie „Geschlecht“ wird auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit in einem spezifischen wissenschaftlichen Feld aus sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen, in Eriksons Identitätstheorie in Form von Entwicklungszügen im Modell der Identitätsentwicklung sowie in anderen wissenschaftlichen wie nicht-wissenschaftlichen Problematisierungsweisen der Rolle der Frau diskursiv hervorgebracht. Die diskurstragenden Kategorien Entwicklung und Geschlecht organisieren auch in sozialen Bewegungen die Rede von Identität. Sie stellen Einsätze für die Kritik an vorherrschenden Normen dar. So wird im Kontext der Bürgerrechtsbewegung, des Black Power Movements und im Zuge der Dekolonisation z. B. von Fanon die Begründung des Rassismus als Herrschaftsverhältnis in einem Entwicklungsunterschied zurückgewiesen. Von manchen Autoren wird mit der Umkehrung der Konzeption von Entwicklung eine andere Geschichtsschreibung entworfen, etwa indem mit der Umkehrung der Zuschreibungen „fortschrittlich“ und „rückständig“ Kritik an angeblich fortgeschrittenen westlichen Industrienationen formuliert wird. Von feministischen Autorinnen werden in der Rede von Identität Geschlechterverhältnisse problematisiert, wodurch vorherrschende Normen über die Frauenrolle, die Reduktion auf einen Objektstatus und auf generative Aufgaben in Frage gestellt werden.

Folgendermaßen organisiert die diskurstragende Kategorie „Normen“ auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Rede von Identität. Meine These ist, dass die Rede von Identität eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung darstellt. Eine Schlussfolgerung dieser Studie lautet, dass die Rede von Identität in sozialen Bewegungen die Kritik an legitimen Normen ermöglichte und allgemein Normen in ihrer Machtfähigkeit herausgestellt und hinterfragt wurden. Im Unterschied dazu wurde in Spezialdiskursen die Notwendigkeit in den Vordergrund gestellt, die bestehende soziale Ordnung zu reproduzieren. *Einerseits* ist in der Rede von Identität in sozialen Bewegungen ein Anspruch auf die symbolische Ordnung vorgebracht worden in Form von Selbstdefinitionen, die gegen Fremddefinitionen gesetzt wurden, sowie in Form von Werten und Normen, die der herrschenden Ordnung entgegen gestellt wurden. Allerdings ist die Grenze zwischen wissenschaftlichen und Bewegungsdiskursen nicht eindeutig zu ziehen. Dass der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ in Spezialdiskursen wie im Interdiskurs produziert wurde, war als eine der Bedingungen für die Vervielfältigung und Verbreitung der Rede von Identität ausgemacht worden. Auch in sozialen Bewegungsdiskursen wurden Spezialdiskurse

hervorgebracht, etwa durch Oakleys Text oder mit der Anthologie, die von Ladner herausgegeben wurde. Es liegt allerdings nicht (nur) an dem Beitrag sozialer Bewegungsdiskurse an Spezialdiskursen, dass *andererseits* auch in sozialen Bewegungen eine Vervielfältigung von Normen erfolgte. Vielmehr wird in dieser Arbeit die These vertreten, dass die Rede von Identität allgemein zur Normalisierung beiträgt: d. h. den Selbstentwurf von sozialen AkteurInnen durch die Verkörperung gesellschaftlicher Normen zur Anforderung instrumenteller Vernunft machen. Auch in sozialen Bewegungen wird zur Reproduktion bestehender Normen und zur Hervorbringung neuer Normen beigetragen, nicht zuletzt zu jener Norm, die die „Frage der Identität“ zur wissenschaftlich oder nunmehr politisch begründeten Notwendigkeit macht. In den Spezialdiskursen wurde die Aussage, „die Frage der Identität ist unausweichlich“ wissenschaftlich begründet, und wissenschaftliche Standards für die Ausrichtung sozialer Akteure und Akteurinnen in ihren Selbstbefragungen definiert. Dabei handelte es sich in der Regel um gesellschaftlich vorherrschende Normen bzw. es wurde zum Gegenstand der Auseinandersetzung, welche Normen als legitime zu gelten haben. In den sozialen Bewegungsdiskursen, die Interdiskurs wie Spezialdiskurse hervorbrachten, wurde die Selbstbefragung und Ausrichtung an vorherrschenden wie im Namen der sozialen Gruppe neu definierten Normen, ebenfalls diskursiviert. Als Phänomen des Normalismus wurden diese Auseinandersetzungen über Normen und Werte analysiert, da diese Selbstbefragungen im Sinne einer Ausrichtung an wissenschaftlich begründeten Standards erfolgte.

Die diskurstragende Kategorie „Einheit“ strukturierte in verschiedenen wissenschaftlichen Feldern den sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“. Die Problematisierung sozialer Ordnung in der Rede von Identität wurde oft im Sinne einer fehlenden Einheit der Gesellschaft, als aktuelle Krise und Entfremdung thematisiert, die auch für soziale AkteurInnen festgestellt wurde: in der Beobachtung einer unvollständigen Identitätsentwicklung oder Identitätskrise. Im Zusammenhang der „national-character studies“ wurde die nationale Einheit problematisiert sowie die Eindeutigkeit der Unterscheidbarkeit von Nationalcharakteren. Im sexualwissenschaftlichen Feld sowie in Eriksons Identitätstheorie wurde die Eindeutigkeit geschlechtlicher Identifizierung als Folge von gelungener Identitätsentwicklung bzw. einer „Kerngeschlechtsidentität“ definiert. Der Begriff von Identität steht allgemein für die Einheit von verschiedenen Identitäten: bei Erikson ist das als Synthese von Gruppenidentität und Ich-Identität in der Ich-Identität in Form einer Zielsetzung der Identitätsentwicklung konzipiert. In sozialen Bewegungsdiskursen organisierte die diskurstragende Kate-

gorie Einheit insofern die Rede von Identität, als sie die Kritik an der sexistisch und rassistisch segregierten Gesellschaft als fehlende nationale Einheit bedingte. Darüber hinaus wurde die Einheit der Einzelnen mit ihrer sozialen Gruppe als Folge von Identitätsentwicklung gewertet. Kollektive Identität wurde als Voraussetzung der Existenz sozialer AkteurInnen entworfen. Auf diese Weise organisiert die diskurstragende Kategorie Einheit sowohl in sozialen Bewegungen als auch in Spezialdiskursen außerhalb von sozialen Bewegungen die Rede von Identität. Dabei wird in sozialen Bewegungsdiskursen die Einheit mit der sozialen Gruppe in der Rede von Identität als Kritik an der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung vorgebracht, indem sie als „eigene Identität“ oder „eigene Persönlichkeit“ gegen die Vereinnahmung durch die Mehrheitsgesellschaft gesetzt wird. Die Behauptung von Identität im Sinne einer Einheit mit der sozialen Gruppe funktioniert allerdings nach der selben Logik, nach der eine Einheit von Einzelnen mit der Mehrheitsgesellschaft, im Sinne der national definierten Gesellschaft bestimmt wird: kollektive Identität wird zur Voraussetzung von personaler Identität bzw. von sozialer Existenz. Einen kollektiven Zusammenhang der sozialen Gruppe wie der Nation der Existenz sozialer AkteurInnen und Akteure vorauszusetzen, ist mit Wagner als Form der Konventionalisierung analysiert worden, die „von oben“ wie „von unten“ erfolgt, und zu den sozialen Praktiken der organisierten Moderne zählt.¹ Konventionalisierung zeigt Naturalisierungseffekte, d. h. die Zuschreibung zu einer sozialen Gruppe wird von den sozialen AkteurInnen selbst im Sinne einer „Natur“ wahrgenommen. Insofern hat die Rede von Identität in Spezialdiskursen wie in sozialen Bewegungsdiskursen Naturalisierungseffekte, die u. a. in der diskurstragenden Kategorie Einheit organisiert wird. In der Rede von Identität wird die Einheit von sozialer AkteurIn wie sozialem Akteur mit einem kollektiven Zusammenhang als „Natur“ entworfen. Schließlich kann auch der Entwurf von sozialen Gruppen als Einheiten einer größeren Einheit im Sinne von Normalisierung analysiert werden, insofern die Definition der „Natur“ einer sozialen Gruppe diese kontrollierbar macht und letztlich integrierbar in ein größeres Ganzes.

1 Auch an dieser Stelle wird jedoch die Unterscheidung in Spezialdiskurs und sozialer Bewegungsdiskurs nicht eindeutig aufrecht erhalten werden können. Was von Wagner als Konventionalisierung „von oben“ definiert wird, die Kategorisierung sozialer Phänomene in den Sozialwissenschaften, würde einen Spezialdiskurs kennzeichnen. Als solcher wird er aber nicht, bzw. nicht ausschließlich, im Gegensatz zu dem sozialen Bewegungsdiskurs und den Konventionalisierungsbemühungen von „unten“ gebildet, sondern auch als Teil davon.

Ich habe die These aufgestellt, dass mit dem Entwurf von Identitätsmodellen auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Transformation sozialer Ungleichheit in einen Unterschied der Identitätsentwicklung bedingt wird. Soziale Ungleichheit wird nicht mehr im Sinne von Ein- und Ausschluss thematisiert, sondern als integrierte Differenzen von Entwicklung. Auf diese Weise erfolgt die Hervorbringung vertikaler Machtunterschiede als horizontale Differenzen. Die Definition des „autonomen Subjekts“ wird dabei in der Unabhängigkeit von gesellschaftlicher Normierung begründet, ein Punkt, der weiter unten noch mal aufgegriffen wird.

Ich habe die Schwelle der Wissenschaftlichkeit an den Anfang dieses Resümees gestellt, da sie für die Formierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ zentral ist. Es werden Bedeutungen produziert, die nach wie vor die Rede von Identität organisieren. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit erstens durch die Hervorbringung in bestimmten wissenschaftlichen Feldern und die Prägung von Identitätsmodellen und Personenkategorien auf einen wissenschaftlichen Begriff gebracht wird. Zweitens werden in der Rede von Identität immer auch andere Bedeutungen aufgerufen, die über die wissenschaftliche Thematisierung hinaus reichen und auf die Existenz zielen, bzw. auf Religion und Metaphysik abheben, im Sinne eines Gebiets über die unmittelbare Wahrnehmung hinaus. Dies ist zum einen darin begründet, dass die Rede von Identität auch außerhalb von Spezialdiskursen begründet wird. Dazu gehört die Konstruktion umfassender kollektiver Zusammenhänge wie der Nation und der sozialen Gruppe sowie die Rede von Identität z. B. in sozialen Bewegungen, die als Anspruch auf den Status des Menschen formuliert wird. In der vorliegenden Untersuchung werden diese Problematisierungsweisen als Naturalisierungseffekte analysiert, wodurch sie im Sinne einer Ursprungserzählung funktionieren. Zum anderen trägt etwa Eriksons Beschreibung von Identität als „Vitales“, „Dunkles“, das nicht fassbar sei, dazu bei, dass dieser Begriff in einen Bereich des Metaphysischen verschoben wird.

Schwelle der Epistemologisierung

Als kennzeichnend für die Schwelle der Epistemologisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ wurde die Konzeption einer Theorie des Selbst und des Bewusstseins durch soziale Kontrolle in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen Ende des 19. Jahrhunderts in den USA ausgemacht. Beispielhaft an George H. Meads Arbeiten wurde eine

Theorie über das Bewusstsein durch soziale Kontrolle analysiert. Sie entstand im Zusammenhang mit Ansätzen wie Pragmatismus und Behaviorismus, in denen gleichsam Überlegungen über die Beziehung von Bewusstsein und Verhalten durch soziale Kontrolle angestellt wurden. Die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen an der Universität von Chicago erfolgte auch im Hinblick auf die sogenannte ‚soziale Frage‘, für die die Sozialwissenschaften Analysen und ‚Antworten‘ liefern sollten. Die Theorie des Bewusstseins, die Mead im Zuge dessen entwickelte, wird in dieser Untersuchung als Analyse der damals aktuellen sozialpolitischen Situation im Sinne von fehlender sozialer Kontrolle gedeutet. Bei der Differenzierung der Disziplinen ging es Mead auch um die Definition einer „modernen Psychologie“ etwa durch die Begründung einer Theorie über das Bewusstseins durch soziale Kontrolle sowie durch eine nomothetische Fundierung in der Biologie, in Abgrenzung zur Begründung sozialwissenschaftlicher Disziplinen in der Physik. Die Theorie des Selbst wurde auch in Abgrenzung zu „metaphysischen“ Theorien entworfen. Dabei werden mit dem Entwurf einer Theorie des Bewusstseins durch soziale Kontrolle als Beitrag zu einem Spezialdiskurs auch jene Differenzen hervorgebracht, die die Begründung des ‚freien‘ Staatsbürgers im Recht wie im Interdiskurs durch seine Unterscheidung von Frauen, Afroamerikanern und anderen, die aus verschiedenen Gründen von den Rechten des Staatsbürgers ausgenommen sind, bedingen. Die Theorie des Selbstbewusstseins stützt sich auf die Unterscheidung von Frauen und so genannten „Primitiven“, die, unfähig zur Verinnerlichung des verallgemeinerten Anderen als Ganzem und damit letztlich zu sozialem Handeln, auf einem evolutionstheoretischen Kontinuum die Differenz zwischen Mensch und Tier als Grenzfall des Menschseins markieren. Als kennzeichnend für die Schwelle der Epistemologisierung wurde die Hervorbringung sozialer Ungleichheit durch Ausschluss ausgemacht, indem das „autonome Subjekt“ in der Differenz von Mensch und Tier begründet wird.

Es wurde die These aufgestellt, dass außerdem eine *Schwelle der Positivität* des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ für den Zeitraum der ersten 80 Jahre des 19. Jahrhunderts in den USA beschrieben werden kann. Es lässt sich die beginnende Kollektivbildung politischer Formen (Nationalstaat), ökonomischer Formen (Kapitalismus), gesellschaftlicher Formen (Klassenbildung) und wissenschaftlicher Formen (Sozialwissenschaften) ausmachen, ohne dass eine Organisierung etwa der Arbeiter, die Etablierung des Nationalstaats bzw. die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen wie sie seit dem „Zeitalter des Imperialismus“ in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts stattfand,

erreicht wurde. Die These ist, dass die Schwelle der Epistemologisierung mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen und dem Entwurf von Theorien zur Untersuchung der sogenannten ‚sozialen Frage‘ einhergeht. Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit kennzeichnet im Vergleich dazu der Entwurf von Identitätsmodellen im Zuge der Formierung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung des „Menschen“ entsprechend von Personenkategorien. Die Identitätsmodelle und Personenkategorien sind durch Operationalisierbarkeit für die (sozial-)wissenschaftliche Untersuchung charakterisiert. Als solche wurden sie normgebend in den Sozialwissenschaften im Unterschied zu den Modellen auf der Schwelle der Epistemologisierung – etwa der metaphorischen Entwicklungsleiter vom Insekt bis zum Menschen.

Schwelle der Formalisierung

Als konstitutiv für eine Schwelle der Formalisierung des rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ gilt, dass gesellschaftliche Verhältnisse und Beziehungen zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden, im Unterschied zu Substanzen. Diese Verschiebung in der Problemstellung wurde anhand der Arbeiten Goffmans analysiert. Die Rückbindung gesellschaftlicher Verhältnisse an die „Natur“ ist nicht mehr akzeptabel, unabhängig davon, ob diese in der Biologie, im Verhalten oder in der sozialen Gruppe begründet wird. Dies markiert eine Verschiebung in Bezug zu den Identitätstheorien, wissenschaftlichen wie nicht-wissenschaftlichen, deren Entwurf als kennzeichnend für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit analysiert wurde. Goffmans soziale Theorie der Darstellung wurde als Indiz für diese Verschiebung der Problematisierungsweisen gewertet. Eine These dieser Arbeit ist, dass auch mit manchen queer-theoretischen und postkolonialen Ansätzen diese Veränderung vollzogen wird. Abschließend werde ich sie in Zusammenhang mit Goffmans Theorie diskutieren.

Auf diese Weise erfolgt eine Verschiebung von der Darstellerin und dem Darsteller zur *Darstellung* als Gegenstand der Untersuchung. Goffmans Beharren auf der Interaktion als eigenständigem sozialem System kann u. a. darauf zurückgeführt werden, der Darstellung als Schauplatz der (Re-)Produktion sozialer Verhältnisse, als Untersuchungsgegenstand von genuin sozialtheoretischem Interesse, Geltung zu verschaffen. Die Darstellerin ‚hinter‘ der Darstellung rückt dadurch als Objekt der Untersuchung in den Hintergrund, sie wird in die Form der Person-Rolle-Formel gebracht. Als situationsdefiniertes Verhältnis erlaubt es Rückschlüsse darauf, welche Darstellungen in einer bestimmten Situation legitim sind, welche Diskrepanz zwischen Person und Rolle als angemessen gilt: so wird die Analyse von historisch spezifischen

Normen, die den Ablauf einer Interaktion regeln, ermöglicht. Die „Person“ als unmittelbar zugänglicher Untersuchungsgegenstand ist nicht mehr begründbar. Auch das Bewusstsein als Objekt sozialwissenschaftlicher Untersuchung verliert an Bedeutung, insofern die Fragestellung sich nicht auf das Ausmaß an Verinnerlichung bestimmter Normen und Wertvorstellungen bezieht, die auf der Schwelle der Epistemologisierung über Ein- und Ausschluss in einen kollektiven Zusammenhang und auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit über die Stellung innerhalb eines kollektiven Zusammenhangs Aufschluss geben soll. Zum Untersuchungsgegenstand werden die dramaturgischen Bedingungen einer Darstellung. Diesbezüglich postuliert Goffman, dass zwar eine kohärente Darstellung erwartet wird, gleichzeitig die Mehrdeutigkeit einer Darstellung Bedingung ihrer Glaubwürdigkeit ist.

Diese Verschiebung in den Problematisierungsweisen ist auch für Butlers Theorie der Performativität des Geschlechts bestimmd, die als einer der queer-theoretischen Ansätze dieser Untersuchung zugrunde gelegt wurde. Auch dort verrückt sich das Interesse der Untersuchung vom Täter hinter der Tat auf die Tat selbst. Butlers These, dass das Geschlecht performativ hervorgebracht werde, kehrt das „Ausdrucksmodell“ um.² Demnach werde der „Effekt eines inneren Kerns oder einer inneren Substanz“ durch „Akte, Gesten und Begehrten“ hergestellt. Die „Illusion eines inneren Organisationskerns“ des Geschlechts sei diskursiv bedingt, ein Effekt von „politischen Regulierungen und Disziplinierungsverfahren“ (Butler 1991 [1990]: 200 f.). Darin ist diese Theorie Goffmans Theorie vergleichbar. Allerdings geht sie darüber hinaus, insofern Butler zufolge auch die Materialität des Körpers die Wirkung regulierender Normen ist (ebd.: 206). Durch deren Wiederholung, bzw. durch eine „rituelle Praxis“, werde der geschlechtliche Körper produziert und naturalisiert (Butler 1995 [1993]: 31 ff.). Sowohl für Butlers als auch für Goffmans Theorie der Performativität ist die Möglichkeit der Destabilisierung der Darstellung konstitutiv. Damit erfolgt eine Verschiebung der Problemstellung von der Unterscheidung einer Darstellung in wahr/falsch hin zu den Bedingungen der Darstellung. Butler stützt darauf auch eine politische Theorie, die die Möglichkeit der Dekonstituierung von Bedeutungen in der Wiederholung, d. h. Verräumlichung und Verzeitlichung als Bedingung von Bedeutungsproduktion, zum Ausgang für die Destabilisierung von Geschlechterverhältnissen und den sie regulierenden Normen nimmt.³

2 Vgl. 2.4 zu den queer-theoretischen Ansätzen, auf die hier Bezug genommen wird.

3 Vgl. zusätzlich zu den zitierten Arbeiten Butler (1997), dt. (1998).

In einer weiteren Hinsicht wird mit queer-theoretischen Ansätzen eine Schwelle der Formalisierung erreicht. Die normative Begründung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Geschlechterdifferenz, wie sie z. B. an Meads Theorie aufgezeigt wurde, in der die „physiologische“ Geschlechterdifferenz als gesellschaftskonstitutiv entworfen wird, ist nicht mehr akzeptabel. Butlers Konzept der „Melancholie des Geschlechts“ und Sedgwicks Konzept des „erotischen Dreiecks“ funktionieren auch im Sinne von Ursprungserzählungen. Sie haben zur Konsequenz, dass die Geschlechterdifferenz als Voraussetzung für die Sozialität des Handelns konterkariert wird. An Meads Theorie wurde herausgearbeitet, wie Handeln, das die Grenze zwischen Mensch und Tier überschreitet, außerhalb von Sozialität verortet wird. Begründet ist diese Disqualifizierung darin, dass gesellschaftliche Reproduktion letztlich auf Generativität hinausläuft: jedenfalls für Frauen führt das Ignorieren von Generativität als Motiv des Handelns zum Verfehlten der Gesellschaftlichkeit. Generativität und Geschlechterdifferenz können vor dem Hintergrund dieser queer-theoretischen Ansätze nicht mehr als normative Begründung sozialen Handelns fungieren.

Als problematisch erweist sich die Begründung von Gesellschaftlichkeit in einer weiteren Differenz. Ich habe oben herausgearbeitet, wie Geschlechterdifferenz als paradoyer Ursprung sowohl des Menschen als auch von Gesellschaftlichkeit Meads Theorie des Selbst strukturiert. Die Definition von sozialen Verhältnissen gründet demnach *erstens* in der Differenz zu Verhältnissen zwischen Männern und Frauen, die als physiologische davon ausgenommen sind, während sie Gesellschaftlichkeit gleichzeitig fundieren. Bezieht man Sedgwicks These vom „Kontinuum zwischen homosozial und homosexuell“, das in westlichen Gesellschaften für Männer radikal unterbrochen und für Frauen eher als diskontinuierliches Kontinuum funktioniere (1985: 1 f.), zusammen mit dem Konzept des „erotischen Dreiecks“ auf soziale Theoriebildung, hat das folgende Konsequenz. Als weitere Bedingung für die Definition sozialer Beziehungen zeigt sich *zweitens* die Unterscheidung von sexuellen Verhältnissen zwischen Männern und, Sedgwick zufolge in geringerem Ausmaß, von sexuellen Verhältnissen zwischen Frauen. Die Konzepte des „erotischen Dreiecks“ und der „Melancholie des Geschlechts“ ermöglichen jedoch nicht nur die Analyse von Begriffen des Gesellschaftlichen, indem eine analytische Kategorie Sexualität eingeführt wird. Darüber hinaus wird der Begriff gesellschaftlicher Verhältnisse oder Beziehungen erweitert, indem Verhältnisse zwischen Männern und Verhältnisse zwischen Frauen als konstitutiv für Gesellschaftlichkeit ausgewiesen werden. In dem Konzept des „erotischen Dreiecks“ wird ein Verhältnis zwischen Männern, das durch „homosoziales Begehrn“ und

die radikale Unterscheidung von homosexuellem Begehen definiert ist, als konstitutiv für gesellschaftliche Verhältnisse analysiert. In dem Konzept der „Melancholie des Geschlechts“ wird das Homosexualitätstabu als konstitutiv für Gesellschaftlichkeit analysiert. Als Kennzeichen für die Schwelle der Formalisierung werden diese Konzepte gewertet, da auf diese Weise die Begründung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Generativität und damit in der Geschlechterdifferenz nicht mehr akzeptabel ist. Darüber hinaus ist mit Butlers Theorie von der Performativität des Geschlechts die normative Begründung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Biologie nicht mehr akzeptabel. Der Wert dieser Ansätze liegt meiner Meinung nach in der Dekonstruktion von Begriffen des Gesellschaftlichen, die in der Geschlechterdifferenz begründet werden. Insofern unterscheiden sie sich auch von feministischen Ansätzen, die in dieser Untersuchung auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit verortet wurden, und die die „Identität der Frau“ letztlich in der Rolle als Mutter begründen (Friedan), wenn auch die biologistische Begründung der Reduktion von Frauen auf die Reproduktion abgelehnt wird. Problematisch ist auch die Begründung sozialer Verhältnisse in einer „Natur“, die in der sozialen Gruppe ausgemacht wird.

Für die Schwelle der Formalisierung ist demnach kennzeichnend, dass diese Begründungen nicht mehr akzeptabel sind. Die Hervorbringung neuer Normen im Zuge dieser sozial, kulturell oder im Verhalten begründeten Naturalisierungen schafft weitere Machtverhältnisse oder verstärkt bestehende. Diese Form von Macht war als Phänomen der Normalisierung analysiert worden. Widerstand gegen diese Form von Macht muss deswegen gegen die Zuschreibung einer Natur operieren. Als kennzeichnend für postkoloniale und queer Problematisierungen von Identitätskonzeptionen war eingangs eine doppelte Strategie ausgemacht worden: Gegensätze zu benennen, um sie zu untergraben. Dieses Vorgehen muss auch in soziale Theoriebildung Eingang finden. Zwei Konzeptionen, die Naturalisierungen untermalen können, während sie benannt werden, möchte ich den vorangehenden noch hinzufügen.

Engel schlägt eine doppelte theorie-politische Strategie vor, die auf die „VerUneindeutigung“ und „Destabilisierung“ der „binär-hierarchischen Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse“ zielt, während ihre Wirkungsmächtigkeit anerkannt werde (2002: 14 f.). Als Erwiderung auf die Identitätskritik, die in sozialen Bewegungen formuliert wurde, interviene die Strategie der VerUneindeutigung gegen Eindeutigkeit, das Ziehen von Grenzen und Abschließen von Einheiten (ebd.: 224). Engel geht es dabei um die Schaffung politischer Repräsentationen, die „sich der Vereindeutigung oder Stillegung widersetzen, bzw. in denen sich Infragestellung und Verschiebung materialisieren“ (ebd.: 225). Anknüp-

fend an Drucilla Cornells *At the Heart of Freedom* (1998) wird Geschlecht und Sexualität im Sinne „singulärer Geschlechterdifferenzen“ von „nicht mehr zählbarer Unendlichkeit“ entworfen. Dies sei aber nicht mit Auflösung oder Vervielfältigung der Geschlechter gleichzusetzen, sondern gewinne gerade in der Repräsentation der Einzelnen als „sexual beings“ seine Bedeutung.⁴ Dabei blieben die Kategorisierungen stets anfechtbar.

„Angriffspunkt einer Strategie der VerUneindeutigung sind also Normen und das Identitätsphantasma, die hegemoniale (heteronormative) Subjektivitäten und sozio-kulturelle Verhältnisse organisieren. Aufgegeben wird somit die Idee eines normativen Ideals, das von vornherein einen Bewertungshorizont in die soziale Organisation von Geschlecht und Sexualität einführt. Vielmehr kommt im Sozialen eine abstrakte Figur ‚Geschlecht‘ zum Einsatz, die erst in der konkreten Ausbuchstabierung durch die Individuen Bedeutung erlangt.“ (Ebd.: 227 f.)

Für queer/feministische Politiken seien darüber hinaus Perspektiven der Veränderung notwendig, die auf „Denormalisierung und Enthierarchisierung“ zielen. Statt positiver Setzungen richten sich politische Praxen damit auf den Abbau von Hierarchien und Normalitäten, was sich in einem „Degradierungsverbot“ äußern könne, wie Engel mit Cornell vorschlägt. Während die Strategie der VerUneindeutigung gegen rigide Normativität gerichtet wird, bezieht sich die Perspektive der Enthierarchisierung und Denormalisierung auf Normalisierung mit ihren flexiblen Grenzverläufen (ebd.: 228 f.). Engel versucht auf diese Weise, den Anforderungen nach Flexibilisierung und Individualisierung mit politischen Formen zu begegnen, die diesem neuen Modus der Hierarchisierung durch Normalisierung standhalten.

4 Die These von der Unterminierung von geschlechtlich begründeter Machtverhältnissen durch Vervielfältigung der Geschlechter ist umstritten. Kontrovers diskutiert wird dabei, ob Machtverhältnisse durch die Multiplizierung von Geschlechterkategorien untergraben werden können. Ein Beispiel dafür ist Sandra Bems Vorschlag, Kategorien von Sex, Gender und Begehrten zu vervielfältigen, um sie gegen männliche Herrschaft und Norm der Zweigeschlechtlichkeit zu wenden, die durch polarisierte Geschlechtskonzepte organisiert seien. Bem betont den Aspekt der „utopischen Phantasie“, da die Wirkmächtigkeit von Geschlechtskategorien nicht unterschätzt werden dürfte (vgl. Kramer (Hg.) 1998: 109; vgl. a. Bem 1993). Die Multiplizierung von Kategorien sei jedoch nicht ausreichend, um eine Umverteilung von Machtverhältnissen zu erreichen, wie Rommelspacher auf Bems Vortrag erwidert (ebd.: 117). Es müsse auch die Verteilung von Macht thematisiert werden (ebd.).

Entscheidend scheint mir allerdings, dass Normativität, die die Abwertung sozialer AkteurInnen entsprechend von Personenkategorien begründet, und Normalität, die sich im Sinne von flexibel veränderlichen Verhaltensanforderungen sozialen AkteurInnen aufdrängt, nicht einander ausschließen, sondern als ambivalente Modi der Macht zusammenwirken und einander ergänzen. Diese Ambivalenz macht gerade diese Form der Macht aus: Soziale AkteurInnen werden den gleichen Verhaltensanforderungen ausgesetzt – einer homogenisierenden Wirkung – während sie hierarchisch strukturiert werden, was aber durch die homogenisierende Strategie verdeckt wird. Das äußert sich darin, dass manche nicht – wenn überhaupt, dann nicht in vergleichbarer Weise – in den sicherlich zweifelhaften Genuss kommen, als Konsumentin normalisiert zu werden. Das liegt allerdings nicht nur an den Effekten einer Form der Macht, die soziale AkteurInnen gemäß von Personenkategorien einteilt und hierarchisch strukturiert. Normalisierung und neoliberalen Ökonomie gehen nicht ineinander auf, sie mögen einander begünstigen und zusammenwirken, ich halte es allerdings für wichtig, zwischen ökonomisch begründeten Machtverhältnissen und solchen, die durch Normen und Normalisierung bedingt sind, zu unterscheiden.

Mit Spivaks Überlegungen zur „subalternen Frau“, zu „Subalternen“ und zur „third-world woman“ möchte ich ein weiteres Konzept anführen, das die Entnaturalisierung von Personenkategorien ermöglicht und damit die Rede von Identität unterminiert. Das ist der Begriff der Arbeit, der gegen die Naturalisierung sozialer AkteurInnen eingewendet wird. Spivaks Provokation, Subalterne könnten nicht sprechen, ist Ausgang ihrer Untersuchung der Bedingungen des Sprechens vor dem Hintergrund der Geschichte des (Post-)Kolonialismus. Die Problemstellung bezieht sich nicht auf die Definition einer Kategorie: Was ist die Subalterne? Auch nicht: Wie konstruiert der Subalterne seine Identität? Sie bezieht sich vielmehr auf die Verhältnisse, unter denen diese Kategorisierungen stattfinden.

Untersucht werden Bedingungen der Bedeutungsproduktion in Zusammenhang mit ökonomischen Verhältnissen. Diesbezüglich erfordert die Fragestellung, die Auswirkungen des Kolonialismus bzw. des globalen Finanzkapitalismus heute auf die Schaffung von Bedeutungen hin zu analysieren, soziale Ungleichheit – auch, aber nicht ausschließlich – im globalen Maßstab zu definieren. Spivaks Analyse von der ‚Frau‘, die im Kolonialismus als Tauschwert fungiert, ist einer relationalen Herangehensweise verpflichtet. Dass die ‚Frau‘ keinen Wert in der Erzählung der Produktionsweisen herstellt, ist darin begründet, dass ihre Arbeit nicht als Arbeit wahrgenommen wird. Stattdessen repräsentiert sie den Austausch gesellschaftlicher Ordnungen zwischen Feudalismus und Imperi-

alismus, „häuslichem Chaos“ und „Zivilgesellschaft“, „Ritual“ (des Sati) und „Gesetz“ (Sati als Straftatbestand). In einem weiteren Sinne sind sowohl ‚Frauen‘ als auch ‚Subalterne‘ im Kolonialismus wie nach der Dekolonisation relational definiert, nämlich durch die Differenz zum nationalen Kollektiv, bzw. als Frauen auch durch die Differenz zur Gruppe der Subalternen. Spivak greift den Begriff der ‚Subalternen‘, der von der „Subaltern Studies Group“ um Ranajit Guha im Zuge einer alternativen Geschichtsschreibung des Kolonialismus in Indien geprägt wird und ein Begriff der sozialen Schichtung ist, als „unhintergehbar heterogenen“ Begriff auf (1999: 270 f.). Als solcher wird er von Klassen- und Geschlechterverhältnissen und schließlich vom Vermächtnis des Kolonialismus strukturiert.

Zwar wird die Gruppe der Frauen und der Subalternen durch eine Differenz zu dem nationalen Kollektiv definiert. Sie vereinbaren damit Bedeutungen auf sich, die dieses Kollektiv durch Unterscheidung definieren. Die relationale Herangehensweise zeichnet sich allerdings dadurch aus, dass sie nicht als absolute Differenz bzw. autonome Identität untersucht werden, sondern im Verhältnis zu jener Größe, durch die sie zur Differenz werden. Spivaks Untersuchung der Bedeutungsproduktion im Kolonialismus, d. h. der Produktion von Geschichte, bezieht sich sowohl auf die Herstellungsmechanismen des kolonialen Objekts als auch des kolonialen Subjekts: „If the project of Imperialism is violently to put together the episteme that will ‚mean‘ (for others) and ‚know‘ (for the self) the colonial subject as history’s nearly slyed other, the example of these deletions indicate explicitly what is always implicit: that meaning/knowledge intersects power“ (ebd.: 215).

Schließlich ist auch „Sprechen“ relational bestimmt, indem die Entzifferung durch einen anderen zur Voraussetzung gemacht wird: „All speaking, even seemingly the most immediate, entails a distanced decipherment by another, which is, at best, an interception“ (ebd.: 309). Wenn also einerseits die Herstellung von Gegensätzen – „meaning“/ „knowledge“, „native“/„master“ – zum Untersuchungsgegenstand gemacht wird, so geht es Spivak ausdrücklich auch um die Umsetzung jenes Kriteriums postkolonialer Kritik, das von Hall als Übergang von der Differenz zur *differance* beschrieben wurde. Der Anspruch, dass Bedeutungen nicht abschließend in der Definition einer Personenkategorie festgelegt werden können, äußert sich in einer Definition der/des (post-)kolonialen Subalternen als: „the being on the other side of difference, or an epistemic fracture, even from other groupings among the colonized“ (ebd.). Für die Definition der ‚Frau‘ im (Post-)Kolonialismus äußert sich das folgendermaßen: „Between patriarchy and imperialism, subject-constitution and object-formation, the figure of the woman dis-

appears, not into a pristine nothingness, but into a violent shuttling that is the displaced figuration of the ‚third-world woman‘ caught between tradition and modernization, culturalism and development“ (ebd.: 304).

Die Figur der ‚Frau‘ wird so in einer Bewegung ausgemacht: „violent shuttling“ lässt sich allerdings kaum mit dem idealisierenden Blick auf die mobile Migrantin vereinbaren, sondern verweist auf die Gewalt, die aufgebracht werden muss, um die ‚Frau‘ auf eine Repräsentationsfigur zu reduzieren. Diese Formulierung impliziert außerdem die Gewalt, mit der in der Geschichte des Kolonialismus wie in der Aktualität des globalen Finanzkapitalismus die ‚Frau‘ als Tauschwert zwischen den Welten verhandelt wird. Dass es um eine Bewegung geht, bedeutet aber auch, auf diesen Handel nicht festgelegt werden zu können. Im Vergleich zu den vorangehend dargestellten Ansätzen wird die Identifizierung sozialer AkteurInnen mit einer ‚Natur‘ aufgrund von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen allerdings nicht nur auf die Macht der Normalisierung zurückgeführt, die es zu unterminieren gilt. Spivak benennt auch die Schaffung von Ungleichheit durch ökonomische Ausbeutung. Als weitere Strategie zur Entnaturalisierung von Identitätszuschreibungen kann daraus folgend sein, als Arbeit zu definieren, was manchen zur „Natur“ gemacht wird: um nicht auf einen Tauschwert in einem Handel reduziert zu werden.

8.2 Normalismus und Rede von Identität

Die eingangs dargestellte queer Kritik an „Normalität“ bezieht sich auf zweierlei: zunächst auf die Allgemeinheit bestimmter Normen und Standards und darüber hinaus auf die Norm, Normalität zu reproduzieren, d. h. die Anforderung, sich an dem Durchschnitt, an dem, was als „normal“ gilt, auszurichten. Die Rede von Identität wurde in dieser Arbeit als der Schauplatz dieser Selbstausrichtung und – überprüfung an vorherrschenden gesellschaftlichen Normen ausgemacht, nicht zuletzt der Norm, Normalität zu reproduzieren. Eriksons Identitätstheorie stellt dabei eine wissenschaftliche Formulierung dieser Normalitätsanforderung zur Verfügung. „National-character studies“, sexualwissenschaftliche Untersuchungen an Intersexuellen und sozialwissenschaftliche Untersuchungen über die „Jugend“, die in dieser Arbeit als wissenschaftliche Felder analysiert wurden, in denen Personenkategorien hervorgebracht werden, stellten weitere wissenschaftliche Standards für Konzeptionen des normalen Geschlechts, des normalen Staatsbürgers wie der normalen Nation, der normalen Jugend, her. Dass die Rede von Identität die Reproduktion allgemein gültiger Normen sowie die Vervielfältigung

von Normen bewirkt, ist auch für soziale Bewegungsdiskurse analysiert worden. Sowohl in Spezialdiskursen als auch im Interdiskurs wurde die „Frage der Identität“ normativ. Die Auffassung von der „unausweichlichen“ Identitätssuche fand die starke Verbreitung, die heute festgestellt wird, aufgrund der Hervorbringung sowohl im Interdiskurs als auch in Spezialdiskursen.

In sozialen Bewegungen wurde die Abwertung sozialer AkteurInnen aufgrund ihrer Zuschreibung zu einer Personenkategorie kritisiert. Ich habe die These aufgestellt, dass mit der Formierung der antikolonialen Befreiungsbewegungen sowie den sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen als Massenbewegungen Normen in ihrer Machtfähigkeit in Frage gestellt wurden. Sie wurden im Sinne von Normativität problematisiert: als „juridoforme“ Norm, so Links Begriff, bedingt sie die qualitative Unterscheidung zwischen sozialen AkteurInnen, da sie entsprechend von Personenkategorien einteilt. Es handelt sich dabei nicht um eine flexible, sondern um eine starre Grenze, die die Markierung sozialer AkteurInnen aufgrund von Geschlechts- und Rassenkonstruktionen bewirkt, während andere unmarkiert bleiben ebenso wie die betreffende Norm. In queer Theoriebildung ist der Begriff der Heteronormativität im Sinne einer quasi-juristischen Norm aufgebracht worden. Heteronormativität hat den Effekt, dass Machtverhältnisse zwischen den so eingeteilten sozialen AkteurInnen produziert werden, die sich in sozialen Positionen manifestieren. Hark spricht in diesem Sinn von Klassen devianter und „normaler“ Subjekte (1999: 80), bei Butler wird ein Unterschied zwischen Intelligibilität und Verworfenem gemacht (1990; 1993; 1997a; 1997b). In dieser Arbeit wurde die regulierende Norm, die Rassismus in westlichen Industrienationen begründet, als Weiße Normativität bezeichnet. Sie bedingt die Markierung sozialer AkteurInnen als „nicht-weiß“ und deren Abwertung, während „Weiße“ als Nicht-Differenz für das Allgemeine stehen ebenso wie die so instuierte Norm.

Vor dem Hintergrund der Theoriebildung im Kontext sozialer Bewegungen muss folglich betont werden, dass Normativität als quasi-juristische Norm sich nicht nur auf Verhalten, sondern in einem umfassenderen Sinn auf die Körper von Einzelnen, nämlich deren Einteilung und hierarchische Strukturierung entsprechend von Personenkategorien bezieht, d. h. durch ihre Zusammenfassung zu einer sozialen Gruppe ermöglicht wird. Diese Kategorisierungen wurden und werden auch juristisch definiert und sind als wissenschaftlich begründete Kategorien hervorgebracht worden. Gegenüber Links Normalismustheorie, die die Zunahme flexibel-normalistischer Strategien besonders seit den 1950er Jahren analysiert, muss die anhaltende Bedeutung protonormalistischer

Strategien in diesem Zeitraum herausgestellt werden. Wenn auch Exklusion als Reproduktionsmodus sozialer Ungleichheit fortan nicht mehr akzeptabel ist, werden gesellschaftliche Hierarchien dennoch weiterhin an Kriterien des Körpers festgemacht. In den sozialen Bewegungen wurde die rassistisch und sexistisch segregierte Gesellschaft Gegenstand der Kritik und politischer Organisierung. Mit der Entstehung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung sozialer Phänomene entsprechend von Personenkategorien sowie der Formierung sozialer Bewegungen werden gleichzeitig Normen (re-)produziert, die sich auf den Körper beziehen.

In einer weiteren Hinsicht muss Links Normalismustheorie differenziert werden. In seiner Analyse ist die Anordnung von Definitionen des „Normalen“ wie des „Abweichenden“ auf einem Kontinuum als „Broussais-Comtsches Prinzip“ von den Anfängen der Sozialwissenschaft bis hin zu Goffman für die normalistische Unterwerfung charakteristisch. Vor dem Hintergrund der Untersuchung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen im Zuge der Herausbildung sozialer Bewegungen kann die Herausstellung der Relationalität von Abwertung und Privilegierung sozialer AkteurInnen, von allgemein anerkannten Normen, die ihre Allgemeinheit auf die Sichtbarmachung ihrer Abweichungen begründen, nicht ausschließlich als Form der Unterwerfung durch Homogenisierung analysiert werden. Die Herausstellung von Relationalität ist eine Analyse von Abhängigkeiten und von Machtverhältnissen: als solche ist sie eine Voraussetzung dafür, dass Machtverhältnisse verändert werden.

Als problematisch wurde in dieser Arbeit analysiert, dass die Rede von Identität nicht nur hierarchisch strukturierend ist, indem sie vor allem von jenen reproduziert wird, die nicht in Übereinstimmung mit bestimmten vorherrschenden Normen sind, sondern darüber hinaus Naturalisierungseffekte hat. Die vorangehende Analyse zeigte, auf welche Weise in der Rede von Identität eine „Natur“ von sozialen AkteurInnen entsprechend von Personenkategorien definiert wird, die sowohl in der Biologie wie im Verhalten begründet wird. Die Strategie in sozialen Bewegungen, Anerkennung und Gleichberechtigung zu begehrn, indem eine solche „Natur“ geltend gemacht wird, ist zunehmend fragwürdig geworden. Dabei zeigen die Problematisierungsweisen, die für die Schwelle der Formalisierung analysiert wurden, dass sozialer Austausch nicht notwendig erfordert, sich eine „Natur“ zu entwerfen, um daran teilzuhaben. Die „Wahrhaftigkeit“ einer Handlung oder sogar einer Person, stellt sich mit sozialen Theorien der Performativität nicht als entscheidend heraus. Die Figur des „autonomen Subjekts“ verliert als Objekt der Untersuchung an Bedeutung. Vielmehr verschiebt sich die Problemstellung hin zu den Bedingungen, die Handlungen glaubwürdig

bzw. Sprechen intelligibel machen. Für die sozialwissenschaftliche wie die politische oder aktivistische Untersuchung bedeutet das, statt der zirkulären Rede von Identität verhaftet zu bleiben, neue Fragestellungen zu entwickeln. Die Bedingungen sozialen Handelns zu untersuchen, impliziert die Untersuchung von Normen in ihrer Machtförmigkeit, in ihrer Funktion, sozialen Austausch zu regeln u. a. durch die Identifikation sozialer AkteurInnen und ihre hierarchische Strukturierung. Darüber hinaus müssen Fragestellungen und Konzepte eingebracht werden, die unter der Frage der Identität subsumiert werden. Statt unterschiedlichste Problemstellungen zu Fragen der Existenz zu machen, statt die Aufwertung eigener Arbeiten durch die Generierung von Ursprungserzählungen zu betreiben, sollten präzisere Fragestellungen bestimmt werden als es der allumfassende Identitätsbegriff zulässt: Fragen der Repräsentation, des Begehrrens, der gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit, der politischen Organisierung und die Auseinandersetzung über Werte, gilt es als solche zu benennen und zu untersuchen - nicht zuletzt, auf welche Weise sie zur Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen beitragen.